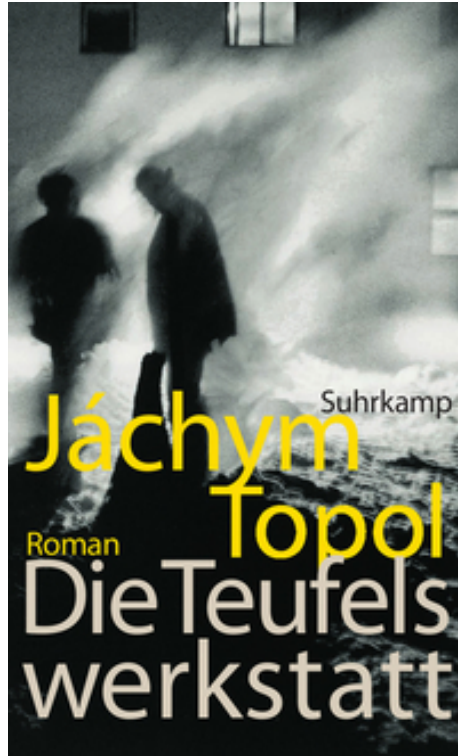


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Topol, Jáchym  
**Die Teufelswerkstatt**

Roman  
Aus dem Tschechischen von Eva Profousová

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42144-4

SV



Jáchym Topol

Die Teufelswerkstatt

Roman

Aus dem Tschechischen von  
Eva Profousová

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
*Chladnou zemí* bei Torst in Prag

Die Arbeit an der Übersetzung wurde durch ein  
Perewest-Stipendium gefördert.

Erste Auflage 2010

© Jáchym Topol 2009

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42144-4

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Die Teufelswerkstatt



am fluß des gefühls  
am hang ohne gefühl  
gründet  
die blecherne sonne  
eine kolonie des grauens  
P.Z., Dg 307

Siehe, ich trage fremde Narben,  
wo kommen sie her?  
Dorota Mastowska





1 | Ich hau ab nach Prag zum Flughafen. Von wegen Abhaun, eher ist es ein Taumeln, stur durch den Straßengraben, von einer Wolke der Ohnmacht umflort, ich trinke einfach zuviel.

In letzter Zeit habe ich mit den Theresienstädter Komeniums-Studenten sehr viel getrunken.

Jetzt folge ich der Landstraße, schlage mich alle paar Meter in die Büsche, ich will nicht, daß mich die Polizeistreife sieht.

Ich will nicht geschnappt werden, ich will nicht, daß mich jemand nach dem Brand in Theresienstadt fragt.

Manchmal lasse ich mich auf den Rücken fallen, keile mich in den Graben, in die Erde, bin einfach da.

In diesem Stolperschritt geht's nach Prag zum Flughafen. In der Flasche ist noch was, ein Rest von Sarahs Wein. Sie hatten mir Fleisch mitgegeben, das habe ich schon aufgegessen.

Erst mochte ich nicht, aber dann ging es doch, ich brauche Kraft.

Der Mond ist bald voll.

Hinter mir liegen die Theresienstädter Festungswälle aus rotem Ziegelstein, die Mauern meiner Geburtsstadt.

Eine Stadt, die, wie mein Papa immer sagte, von der Kaiserin Maria Theresia gegründet wurde, seit ihrer Zeit sind Abertausende von Soldaten unzähliger Armeen durch die Stadt marschiert, Kaiserin Maria Theresia hatte eine Schwäche für Militärparaden, sagte Papa, ein Tambourmajor, der die Paraden mit Blaskapelle über alles liebte.

Ich laufe weiter, die Stadt im Rücken, all die riesigen Maria-Theresia-Josephinischen Häuser liegen hinter mir, und die Lagerräume für Millionen von Patronen auch, die Pferdeställe für Hunderte von Pferden, die Kasernen für Tausende von Männern, ich gehe fort wie alle Verteidiger dieser Stadt, die einst für die Armee gebaut wurde ... der Zustrom von Soldaten in die Soldatenstadt ist definitiv versiegt.

Und ohne Armee zerfällt die Stadt.

Meine Ziegen, die den Rasen auf den Festungswällen kahl-fraßen, wurden verkauft. Die meisten jedenfalls.

Das alles hat mein Vater nicht mehr erleben müssen.

Ich bin einer von denen, die Theresienstadt retten wollten.

Meine Mutter sagte, ich sei auf die Welt gekommen, als Papa und sie schon gar nicht mehr mit mir gerechnet hatten, und sie sagte auch oft, am schönsten hätte sie es gefunden, wenn ich so klein geblieben wäre, daß ich im Notfall in einem Fingerhut hätte verschwinden können. Ich hätte mich von Erbsen ernährt, mit der Katze um ein paar Tropfen Milch gekämpft und als Lendenschurz einen kleinen Stofflappen getragen, ich wäre Mamas Däumling gewesen.

Anfangs hat mir das geschmeichelt, klar.

Aber da war nichts zu machen: Ich wurde größer, wie jeder andere auch.

Ich fand es nicht mehr lustig, wenn Papa, den Taktstock im roten Futteral mit den aufgemalten gelben Hämmern und Sichelchen, zur Arbeit ging und Mama alle Fenster und Türen mit Kissen und Decken zustopfte.

Früher soll ich in die Hände geklatscht haben, wenn Mama die Möbel von den Wänden rückte.

Zwischen Schränken und Schränkchen, hinter der Kredenz, den umgekippten Stühlen, Sesseln und dem Parade-sofa schuf sie uns ein sicheres Versteck, ein Nest nur für uns zwei.

Ich freute mich, wenn Mama und ich uns im warmen Nest aneinanderschmiegt und uns in den Armen hielten, bis Papa zurückkam und uns aus der Geborgenheit riß.

Die Welt draußen war riesig, und Mama lehnte es ab, sie zu betreten.

Sobald ich konnte, bin ich abgehauen.

Wie auch immer es gewesen sein mag, eines Tages riß ich mich los, befreite mich aus ihrer duftenden Umarmung, schob ihre ausgestreckten Arme weg, kletterte unterm Sofa durch, sprang über den Sessel, schlug auf die Klinke, öffnete die Tür und stürmte hinaus.

Ich schloß mich den anderen Kindern an, wir flitzten über die Schanzen, ließen uns ins Gras fallen wie verrückt, standen sofort wieder auf und rannten weiter.

Und Lebo!, den kannten wir alle, in Theresienstadt ging das nicht anders.

Außerdem war da noch die Sache mit meiner Mama.

Lebo ist der einzige gewesen, der sich mit ihr angefreundet hat. Na, vielleicht nicht wirklich angefreundet, aber er hat ihr immer Blumen geschenkt.

Und die Tanten haben sich ein wenig um sie gekümmert.

Sie ging nie aus dem Haus.

Aber sie konnte sich darauf verlassen, daß Lebo ihr zum Internationalen Frauentag oder zum Jahrestag der Befreiung durch die Sowjetarmee einen riesigen Strauß Feldblumen brachte, den er am Fuß der Festungsmauern, außer Reichweite meiner vernaschten Ziegen gepflückt hatte, oder daß er ihr still und heimlich einen mit rotem Staub bedeckten

Strauß zum Muttertag überreichte, der Tag wurde im Kommunismus nicht gefeiert, Onkel Lebo schenkte Mama immer Blumensträuße, und die Tanten lächelten.

In früheren Zeiten sollen Mama und Lebo sich sogar unterhalten haben, daran kann ich mich nicht erinnern.

Dafür erinnere ich mich, daß Mama zuletzt kaum noch gesprochen hat.

Sie wollte sich immer nur zusammenkauern, sich möglichst klein machen, sie brauchte nur ein winziges Fleckchen, gerade genug, um atmen zu können.

Onkel Lebo kannten alle Kinder in Theresienstadt.

Früher dachten wir, daß man Lebo zu ihm sagte wegen seines ovalen Schädels, dem *leb*, auf dem kein einziges Haar sproß, wir nahmen an, daß er *lebka*, der Schädel, hieß, aber dem war nicht so, all das hat mir Tante Fridrichová erklärt, die als junges Mädchen den winzigen Lebo als Neugeborenen in einem Schuhkarton unter ihrer Pritsche versteckt hatte, weil ihre Pritsche in der Ecke des Pritschenzimmers der verurteilten Frauen und Mädchen stand, und mit dem Namen Lebo soll sich das so zugetragen haben: Die Älteste im Pritschenzimmer war eine Slowakin, dank einer glücklichen Fügung auch Hebamme, und nachdem sie dort heimlich dem Kind auf die Welt geholfen hatte, sprach sie laut, wenn auch im Flüsterton, aus, was alle anderen dachten: *Bude potichu, lebo ho udusíme*, Er schweige still, oder wir erwürgen ihn, und das slowakische *lebo* wurde Lebos Name.

In den Pritschenzimmern Kinder zur Welt zu bringen und zu verstecken war nicht erlaubt, die Frauen hofften aber, daß die Rote Armee mit Siebenmeilenstiefeln nach Theresienstadt flog, und sie sollten nicht enttäuscht werden.

Tante Fridrichová selbst ist bei der Geburt nicht dabeige-

wesen, keine der Tanten, die heimliche Entbindung wurde von älteren, erfahrenen Frauen durchgeführt, die längst tot sind, ich fand es schade, daß meine Tanten damals so jung waren, sie hätten mir sagen können, wer Lebos Mama war, aber eigentlich ist es schnurz, die junge Frau, die Lebo das Leben geschenkt hat, ist vermutlich in den Wirren der letzten Kriegstage umgekommen, vielleicht ist sie mit einem der letzten Transporte nach Osten verschwunden oder, wie die Tanten eher meinten, in einem Typhusgrab gelandet, für illegale Geburten gab es ohnehin die Kugel, wie mir Tante Fridrichová erklärte.

Trotzdem, wir haben nicht aufgepaßt! sagte sie, als sie sich an die alten Zeiten in Theresienstadt erinnerte, Tante Holopírková und Tante Dohnalová waren bei ihr zu Besuch, Tante Fridrichová's Blick streifte über die Wände ihrer winzigen Wohnung, in der ich herumspionieren wollte, dann gluckste es in ihrem Hals, und schon prustete sie los, und die Tanten Holopírková und Dohnalová, die wie sie ihre Jugend in Theresienstadt verbracht hatten, lachten mit.

Lebo war unser Onkel, er war der Onkel aller kleinen Kinder in Theresienstadt.

Für ihn haben wir die unterirdischen Gänge abgesucht, unsere noch nicht ausgewachsenen Körper paßten in jeden Kanal, dort schwamm Treibgut herum, Zaunlatten von den Wiesengattern, die das Hochwasser weggerissen hatte, in den unterirdischen Gewölben moderte nichts, die Warnschilder von der Gedenkstätte waren einfach lächerlich, eine Kinderhand konnte sie leicht zur Seite schieben, und an den äußersten Bastionen lockten die Bunker.

Es war aber herrlich, eine Röhre oder einen alten Stall zu finden, nur für sich allein, eine Brüstungsmauer, wo selten

jemand aufkreuzte und wo leere Flaschen und Gummis herumlagen, sich dort in die Ecke zu verkriechen, die Kanten und Buckel der Mauersteine im Rücken zu spüren und sich auszuruhen.

Mama wollte mir nicht erlauben, nach draußen zu gehen.

Du hättest in mir drin bleiben sollen, sagte sie immer. Was hat dir gefehlt? Sie selbst ging nie raus.

Verrücktes Weib.

So lästerten manchmal die Tanten aus der Nachbarschaft über Mama – Tante Fridrichová, Tante Dohnalová, Tante Holopírková und die anderen.

Das kommt von dort! Sie kann nichts dafür. Die hat doch wie ein Tier gelitten! sagten sie.

Mama ging nie raus, sie mußte immer die Ecken und Kanten des Zimmers im Rücken spüren, ihr reichte ein winzig kleiner Raum zum Atmen, einen großen Raum wollte sie nicht mehr, trotzdem ist sie nicht in der Klappe gestorben, sie wurde auch nie weggebracht, nicht einmal nach der Affäre, als sie mich in der Kammer festgebunden hatte, damit ich nicht zur Schule konnte, nicht einmal nach dieser und ähnlichen Affären, als Mama mich nicht in die Welt lassen wollte, wurde sie in die Klinik eingewiesen, sie war doch eine Kriegsheldin, da durfte sie fast alles tun und lassen, wonach ihr der Sinn stand, und als ich die Stadt verlassen mußte, um auf die Lehranstalt zu gehen, nahm sie sich das Leben, und auch da ist keiner stutzig geworden, keiner hat ihr Andenken in den Schmutz gezogen, denn meine Mama war ein Opfer der Strapazen alias eine Kriegsheldin, und zu Papa hat natürlich auch keiner was gesagt, auch er war ein Kriegsheld, von solchen gab es in Theresienstadt viele, sogar Onkel Lebo, der als einziger meiner Mama riesige Blumen-

sträuße vorbeibrachte, wurde als Held betrachtet, sogar von den Wasserkopf-Akademikern von der Gedenkstätte und den Gemeinderatsmitgliedern, und das, obwohl er in Theresienstadt bloß geboren wurde während des Krieges und sich an das ganze Grauen nicht erinnern konnte.

Wir, die letzten Sturköpfe, das letzte Häuflein Verteidiger von Theresienstadt, wurden von Onkel Lebo angeführt, von Lebo, der im Ghetto von Theresienstadt geboren wurde, in Theresienstadt zur Schule ging und in der Gedenkstätte arbeitete, die er schließlich verließ. Vor allem aber hat er in Theresienstadt Gegenstände gesammelt.

Mit Onkel Lebo und mit Sarah, die als erste aus der großen weiten Welt zu uns kam, haben wir die Komenius-Kommune, das Komenium, gegründet, unsere internationale Schule für Studenten aus aller Herren Länder.

Der Name war eine Erfindung der Langen Lea, die kurz nach Sarah zu uns nach Theresienstadt kam, wir haben unser Institut nach dem Lehrer der Völker Jan Amos Komenský benannt, der die Meinung vertrat, die Schule solle ein Spiel sein.

Die ganze Geschichte nahm aber ein schlechtes Ende, sie ging sogar in Flammen auf, und ich hau jetzt ab nach Prag.

Das hat Alex eingefädelt, der Weißrusse.

Er hat diese Reise eingefädelt, weil mein Kopf mit Lebo vollgestopft ist, mit Lebos Plänen, mit seinen Adressen und vor allem mit den Kontakten, die wir zu Geld gemacht haben, und diesen ganzen Reichtum, die Kontakte, die habe ich in meinem Memorystick versteckt, diesem klitzekleinen Technoding.

Ich nenne ihn Weberknecht.



Lebo ist der einzige Mensch auf der Welt, der in Theresienstadt nicht nur geboren wurde, sondern hier auch sein ganzes Leben verbracht hat.

Lebos Leidenschaft galt allem, was mit Theresienstadt zu tun hatte, allerdings weniger seiner legendären Militärvergangenheit als seiner verheerenden Kriegsgeschichte, jahrzehntelang hatte er Zeit zum Sammeln von Gegenständen und Kontakten, die ihm bei der Rettung der Stadt behilflich sein sollten. Die Kontakte gab er mir weiter, damit wir sie zugunsten des Komeniums zu Geld machten.

Lebo kämpfte dafür, daß Theresienstadt vollständig erhalten blieb, mit all seinen Gängen, Pritschen, Kasematten und Wandkritzeleien, mit seinem Alltag, seinen Bewohnern und ihren Gemüseläden, Wäschereien, Suppenküchen und so weiter.

Die Leute kenne ich alle.

Lebo wollte nicht, daß von Theresienstadt nur die Gedenkstätte und ein von Wasserkopf-Akademikern angelegter Lehrpfad übrigblieb, und auch wir, die letzten Einwohner, wollten das nicht.

Lebos sämtliche Kontakte sind auf dem Weberknecht, den trage ich fest umklammert in meiner Hosentasche.

Weil ich den Weberknecht habe, gibt es einen Ort, an den ich fliehen kann. Das hat Alex so eingefädelt, er will, daß ich ihm in seinem Land helfe. Er will Lebos Plan in seinem Land fortentwickeln.

Jetzt stapfe ich durch die Nacht, sie ist angefüllt mit Geräuschen, mit dem Dröhnen der Autos, die über die Landstraße nach Prag rasen. Ich trotte durch den Straßengraben, hin und wieder lasse ich mich fallen, mache es mir bequem, den Rücken an die Erde gepreßt, und träume.

In Theresienstadt habe ich die Ziegen gehütet, eine kleine Herde, die zwischen den Wällen die Wiese kahlfraß, was für die Verteidigungsfähigkeit und Schönheit der Stadt nützlich war, oft führte ich die Herde auf die Außenschanzen, das war eine Ehrenaufgabe, wie Papa sagte. Von Prag her waren diese Festungswälle nämlich das erste, was den zahlreichen Delegationen ins Auge fiel, wenn sie kamen, um den tschechischen Patrioten, die in der Kleinen Festung zu Tode gefoltert worden waren, die Ehre zu erweisen oder den zahlreichen jüdischen Gefangenen, die überall in Theresienstadt ermordet, gefoltert und sonstwie hingerichtet oder von hier aus in die Todeslager im Osten geschickt worden waren. Ja, ausgerechnet diese Mauern aus rotem Ziegelstein, von Theresienstadt aus gesehen die letzten und von Prag aus die ersten, sind die Visitenkarte einer Festungsstadt, wie mein Papa, der Major, immer wieder betonte, und sicherlich deswegen wurden sie mit einer Ehrenbrüstung versehen, einem riesigen roten Transparent MIT DER SOWJETUNION FÜR ALLE ZEITEN UND NIE ANDERS, manchmal trieb ich meine kleine Ziegenherde bis hierher, zur letzten Schanze der Festungsstadt.

Am häufigsten weidete ich aber meine Herde direkt unter den Wällen, meine Ziegen liebten das Gras, das rot war vom Staub, der von den Ziegelsteinen der Festungsmauern herabrieselte.

Mein Vater gehörte zu den Befreiern von Theresienstadt, er erreichte die Stadt in den letzten Kriegstagen und lernte hier meine Mutter kennen, später hat er sich damit hervorgetan, daß er Militärparaden auf dem Theresienstädter Hauptplatz abhielt, dem riesigen Appellplatz, der noch unter Maria Theresia angelegt worden war.

Papas Blaskapelle klingt mir noch heute in den Ohren, sie

spielte, als ich klein war und mich hinter Wandteppichen, Sofas, Spiegeln, Sesseln und so weiter in Mamas Armen versteckte und den Duft ihres Halses und ihres schönen Gesichts einsog. Auch später, als ich ihr immer wieder abgehauen bin, auf die Festungsmauern, in die Bunker und zu den anderen Kindern, als wir die Ziegen hüteten und inmitten der blökenden Ziegenherde spielten, auch damals hörten wir die Theresienstädter Blaskapelle, es war eine Pflicht von uns, den kleinsten Theresienstädtern, die Ziegen zwischen die Festungswälle zu treiben, dann aber hat Papa es mir verboten, und ich mußte in die Lehranstalt, wo weitere schmetternde Militärmärsche meinen stählernen Willen schmieden sollten.

Meine Altersgenossen verteilten sich ebenfalls auf verschiedene militärische Lehranstalten, und bei wem es nicht reichte, der landete wenigstens bei der Reserve, die Mädchen als Wäscherinnen, Köchinnen oder Flittchen, die Jungs als Verpflegungssoldaten oder Minenpioniere, noch die allerdümmsten sind als Hilfskräfte im Schlachthof untergekommen, ich aber war der Sohn eines Majors, die Reserve kam für mich nicht in Frage.

Der Schlachthof in Theresienstadt – der wäre gut gewesen, ich hätte die alten Ziegen hinbringen können, von den Schanzen war es nur ein Katzensprung, gleich neben dem Friedhof, aber ich mußte in die Lehranstalt, und nur einen Tag, nachdem mich Papa weggebracht hatte, starb Mama, später erzählten mir die Tanten, wie es gewesen ist: Papa kam von der Probe, verschaffte sich mittels seiner eingeübten Griffe Zugang zur Wohnung, in der die Möbel so gestapelt und aufgeschichtet waren, daß sie für Mama ein sicheres Gehäuse bildeten, einen Spalt, der gerade genug Platz zum Atmen ließ, diesmal aber hatte Papa durch das Herun-

terdrücken der Klinke die Mama erdrosselt, sie hatte sich hingehockt, um möglichst wenig Raum einzunehmen, so war sie.

Die war verrückt! sagte Tante Fridrichová. Das kam von dem Schock in der Grube! sagte Tante Holopírková. Armes Kind! sagte Tante Dohnalová, als ich weinte, und sie barg mich unter ihrer schmutzstarrenden Schürze, aber ich war kein Kind mehr, ich war ein Deserteur, ich war aus der Lehranstalt abgehauen, und darauf stand Strafe, Spießrutenlauf, in Ketten legen und Hunderte von Kniebeugen, das Hohngelächter der Mitschüler, wenn der Haselstock durch die Luft zischte, vor allem aber das Kittchen, der fiese Karzer, aber ich pfiff darauf, ich wollte nach Hause zu meinen Ziegen, die Strafen waren mir schnurz, und das war auch richtig so, weder für diese Desertion noch für die anderen Vergehen war mir je was passiert, mein Papa war doch Major.

Doch Papa war vor allem unglücklich, für jede Desertion schlug er mich grün und blau, was ihn letztlich teuer zu stehen kam.

Mein Unglück aber war, daß ich zur Schule gehen, über gottverlassene Schießplätze stolpern und in geräumigen Lehrsälen hocken mußte, durch ihre riesigen Fenster krachte mir die ganze Welt in den Rücken, und ich riß aus, wann immer es möglich war, schließlich auch wenn es unmöglich war, ich zwängte mich durch jeden abgedichteten Ausgang, fand jedes Mal ein Schlupfloch, auch wenn man mich eingesperrt hatte, kam ich irgendwie nach Hause, man entdeckte mich in einer Nische der Festungsmauern, in der sich ein aus Holzbrettern und Ziegelsteinen gebauter Ziegenstall befand.

Mein Papa Major wußte, wo er suchen mußte.

Und husch, zurück in die Lehranstalt.

In der Lehranstalt zwang man mich Englisch, die Sprache der Feinde, und Russisch, die Sprache der Freunde zu studieren, ich war pausenlos am Lernen, die Schwere der mich umgebenden Welt habe ich nur überlebt, indem ich ausschließlich in die Lehrbücher stierte, von oben nach unten, ich krallte mich mit den Augen in die Lehrbücher, nur so hielt ich es in den Unterrichtsräumen aus! Die aufgenötigten Fremdsprachen, mehr von der Lehranstalt ist mir ja nicht im Kopf geblieben, waren vermutlich der Grund, warum ich Lebos rechte Hand wurde und beim Aufbau der Kommune helfen konnte und damit Papas Vermächtnis erfüllte. Ich arbeitete für Theresienstadt, und wie mir Lebo später erklärt hat, als er seine Riesenpranke auf meine Schulter legte ... verteidigte ich Papas Festungsstadt auf meine Art, letztendlich wäre mein Vater vielleicht, ungeachtet unseres letzten Streits, den er nicht überlebt hat, doch noch stolz auf mich gewesen.

Gut möglich.

Schließlich flog ich von der Schule, auch wenn mein Papa Major war, ich taugte nicht zum Militär.

Ich kehrte zu den Ziegen zurück, und damals war ich glücklich, weil die anderen Jungs und Mädchen schon groß waren, neue Kinder gab es nicht, und ich war mit der Herde allein.

Ziegen hüten war in Theresienstadt kein Dorfvergnügen oder bloße Erwerbstätigkeit, eine Ziege ist geradezu das Symbol einer Festungsstadt, sie ist eine biologische Kampfmaschine.

Die Durchgänge zwischen den Schanzen, die neuralgischen Punkte einer Festung, wurden von den Ziegen saubergehal-